



Bromberg, Sonntag, den 3. November.

Des Försters Töchterlein.

Noch still und schweigend liegt das Thal,
 Ich wand're frisch waldein,
 Beim ersten Morgenstrahl,
 Auf taubeperl'tem Rain —
 Und grüße Dich vieltausendmal,
 Du, Försters Töchterlein!

Bald ist der Frühlingstag vorbei
 Mit Duft und Sonnenschein;
 Genießen wir ihn froh, wir Zwei!
 Komm', laß uns glücklich sein!
 Noch blüht der Lenz, noch lacht der Mai,
 Du, Försters Töchterlein!

v. K.

Notwehr.

[Fortf.] Roman von Reinhold Ortman.

[Nachdr. verb.]

Im Verlaufe des Spiels geriet Hilde in immer größeren Eifer und sie war bald mit solchem Feuer bei der Sache, daß sie auf nichts anderes Acht hatte. Für Gabriele und einige ältere Herrschaften hatte man Stühle herausgebracht, damit sie in aller Gemächlichkeit zuschauen könnten, und es hatte wirklich den Anschein, als ob die junge Frau sich vortrefflich unterhielt. Sie lachte und plauderte viel aufgeräumter, als es sonst ihre Gewohnheit war, klatschte Beifall, wenn ein besonders guter Schlag gefallen war und beklagte sich sogar in scherzendem Tone, daß es ihr verboten sei, an der Partie teilzunehmen.

Das Ende war, daß Hilde mit einem geringen Vorsprung vor den Gegnern den Sieg davontrug. Die Freude darüber leuchtete hell auf ihrem reizenden Gesichtchen, das jetzt wieder ganz den bezaubernd kindlichen Ausdruck hatte, den Eberhard von vergangenen Zeiten her kannte. Während er ihr mit heiteren Worten seinen Glückwunsch abstattete, küßte er ihr die Hand und für einen flüchtigen Moment trafen sich dabei ihre Augen. In dem Blick der feinen aber mußte etwas gewesen sein, das Hilde erschreckte; denn sie wurde plötzlich dunkelrot, das sonnige Lächeln schwand aus ihren Zügen und beinahe heftig befreite sie ihre Hand. Eine Minute später war sie von dem Rasenplatz verschwunden, und als man die Spieler zu neuen Partien gruppieren wollte, rief man vergebens ihren Namen.

Nur eine halbe Stunde des Alleinseins wollte sie sich vergönnen, selbst auf die Gefahr hin, ihr zeitweiliges Verschwinden mit einer Notllige ent-



Des Försters Töchterlein. Nach dem Gemälde von W. Gräf.
 (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

schuldigen zu müssen. Und die halbe Stunde mochte wohl schon vorüber sein, als sie plötzlich ganz in ihrer Nähe den hellen Klang einer wohlbekannten Frauenstimme vernahm, die ihr unangenehmer in das Ohr tönte, als irgend eine andere auf Rudow. Auf einem Wege, der dicht hinter ihrem — von dickem Strauchwerk nach jener Seite hin verborgenen — Sitz vorüber führte, mußte Hlona mit irgend jemandem promenieren, dessen Persönlichkeit sie noch nicht erriet, weil er bisher kein einziges Wort gesprochen hatte. Und sie war durchaus nicht neugierig, es zu erfahren. Die Unterhaltung dieser jungen Dame, deren spöttische Herzlosigkeit ihr fast vom ersten Tage an eine unüberwindliche Abneigung eingeflößt hatte, interessierte sie nicht im mindesten, und sie war schon im Begriff, sich zu entfernen, als sie mit voller Deutlichkeit ihren eigenen Namen hörte.

Und nicht ihren Namen allein, sondern in Verbindung mit ihm auch eine Reihe von Worten, die ihren Atem stocken machten und sie mit einer Flut eiskalten Entsetzens übergossen. Wenn es auch das Land gegolten hätte, wäre sie in diesem Moment nicht im Stande gewesen, sich von ihrem Sitz zu erheben.

Bleich und regungslos saß sie da, während die anderen hinter ihr mit jeder Sekunde näher kamen, und nicht eine Silbe von dem grausamen Inhalt ihres Gesprächs blieb ihr erspart.

„Heute endlich wirst Du sie doch kennen gelernt haben, diese unschuldige Hilde und ihre harmlose Jugendfreundschaft für Deinen Mann. Ich sage Dir, Gabriele, wenn ich an Deiner Stelle wäre, nicht einen Tag länger duldest ich sie in meinem Hause.“

„Ach, Du siehst Gespenster, Hlona,“ antwortete Gabrielens lässige Stimme. „Soll ich etwa eifersüchtig sein auf diese unbedeutende kleine Person?“

Diese unbedeutende kleine Person ist in Wahrheit eine sehr gefährliche Komödiantin. Ihre sittsame Zurückhaltung gegen Eberhard währt sicherlich immer nur genau solange, als sie sich von Dir oder von mir beobachtet weiß. Unter vier Augen werden sie sich wohl etwas weniger Zwang anthun. Wenn Du die verliebten Blicke gesehen hättest, die sie vorhin mit einander tauschten —

„Ich will ja glauben, daß sie ihm nachstellt — weshalb wäre sie auch sonst auf Rudow geblieben? Aber Eberhard ist von so pedantischer Ehrenhaftigkeit.“

„D, darauf solltest Du Dich doch nicht all zu fest verlassen. Hat er nicht ihr Bild in seinem Arbeitszimmer auf einen bevorzugteren Platz gestellt als Deines? Und geht es nicht jedesmal wie ein Aufleuchten über sein Gesicht, wenn er sie ansieht? Man müßte ja blind sein, um es nicht zu bemerken.“

„Ich habe mir bis jetzt nicht viele Gedanken darüber gemacht. Und Du weißt — alle heftigen Szenen sind mir in den Tod verhaft. Ohne peinliche Auseinandersetzungen ginge es aber doch gewiß nicht ab, wenn ich sie entfernen wollte.“

„So zeige ihr wenigstens etwas deutlicher als bisher, daß sie hier sehr überflüssig ist. Vielleicht hat sie doch noch Ehrgefühl genug, alsdann freiwillig zu gehen.“

„So lange sie darauf hofft, Eberhard in ihre Netze zu ziehen — gewiß nicht. Aber warum sollen sie ihren kindischen Herzensroman nicht noch ein Weilchen weiterpinnen? Wenigstens habe ich dadurch einweilen Ruhe vor den lästigen Zärtlichkeiten meines Mannes. Und in dem Augenblick, wo ein Skandal daraus werden könnte, werde ich das Jähll schon zu beendigen wissen.“

Hilde hörte nichts mehr. Sie hatte das lähmende Entsetzen abgeschüttelt, das sie so lange auf ihrem Platz festgehalten, und mit beflügelten Schritten eilte sie, die Hauptwege ängstlich vermeidend, nach dem Schlosse zurück. Die Gesellschaft mußte noch immer im Park zerstreut sein, denn auf der Terrasse und im Gartensalon befanden sich nur einige mit den Vorbereitungen zum Abendessen beschäftigte Diener.

Einer von ihnen näherte sich ehrerbietig, um in Bezug auf eine zweifelhafte Frage ihre Entscheidung einzuholen. Hilde aber ließ ihn kaum über die ersten Worte hinauskommen.

„Wenden Sie sich an Frau von Rochlitz! — Sie allein ist es, die hier zu befehlen hat.“

Die äußerste Verblüfftheit drückte sich in den Mienen des Dieners aus; doch das junge Mädchen kümmerte sich nicht um seine Ueberraschung und Ratlosigkeit. Ohne sich aufzuhalten eilte sie weiter, und sie war nur noch ein Geringes von der Thür ihres Zimmers entfernt, als plötzlich Eberhards hohe Gestalt vor ihr auftauchte.

„Habe ich Dich nun doch erwischt?“ rief er in freundlich vorwurfsvollem Tone. „Überall schon habe ich vergebens nach Dir gesucht. Was in aller Welt hat Dich denn mit einem Male aus unserer Gesellschaft vertrieben?“

Der Gang war zu schmal, als daß sie an ihm hätte vorüber-schlüpfen können. Schwer atmend blieb sie stehen.

„Mir ist nicht ganz wohl. Du mußt mich entschuldigen. Ich will für den Rest des Tages auf meinem Zimmer bleiben.“

Obwohl sie sich nur in ungewisser Helligkeit befanden, las er ihr's doch vom Gesicht, daß sie nicht die Wahrheit sagte.

„Nein, Hilde — Deine Flucht hatte einen andern Grund. Habe ich Dein Vertrauen denn so ganz verloren, daß Du ihn mir verschweigen müßtest?“

Hestig schüttelte sie den Kopf.

„Nein, nein, quäle mich nicht mit solchem Argwohn! Und ich bitte Dich: halte mich nicht auf.“

„So werde ich Dir den Sanitätsrat schicken. Er ist ja glücklicherweise unter unseren Gästen.“

„Ich würde ihn so wenig einlassen als irgend einen andern Menschen. Siehst Du es denn nicht, daß ich einzig den Wunsch habe allein zu bleiben?“

Er hörte das mühsam unterdrückte Schluchzen in ihrer Stimme, und der Verdacht, den er vom ersten Augenblick an gehegt hatte, wurde ihm angesichts ihrer mächtigen Erregung zur Gewißheit.

„Wohl, ich kann Dich nicht zwingen, ehrlich gegen mich zu sein; aber ich weiß wenigstens, wo ich die Aufklärung zu suchen habe. Gabriele oder Hlona — Eine von beiden wird mir Rechenschaft abzulegen haben über die Fränkung, die sie Dir angethan.“

Er machte eine Bewegung, als ob er an ihr vorüber wollte, jetzt aber war es Hilde, die ihn hinderte zu gehen.

„Du wirst zu ihnen über mich nicht sprechen!“ rief sie mit leidenschaftlicher Hestigkeit. „Heute wenigstens wirst Du es nicht thun. Ich habe ein Recht, das von Dir zu verlangen.“

„Also habe ich es doch erraten? Und Du wolltest mir zumuten, eine Beleidigung zu ignorieren, die Dir so nahe geht? Ist das die Meinung, die Du von meiner Freundschaft hast? — Glaubst Du, ein großmütiger Wunsch aus Deinem Munde sei hinreichend, mich zum Verräter und zum erbärmlichen Feigling zu machen?“

„Hier ist nicht von Großmut die Rede — um meiner selbst willen verbiete ich Dir, eine Szene herbeizuführen, die meine Schmach nur noch vermehren könnte. Jedes Wort, das Du vor diesen Frauen zu meinen Gunsten sprichst, ist ein Triumph, den Du ihnen, nicht mir bereitest.“

Einen Augenblick wohl er sah er sie verständnislos an; dann aber stand mit einem Male, wie im grellen Aufzucken eines Blitzstrahls, die Erkenntnis der Wahrheit vor seiner Seele. Heiß stieg ihm das Blut ins Gesicht, sein Atem ging schwer, und mit unsicherer, stockender Stimme suchte er nach Worten: „Das also — das — das haben sie gewagt? Und ich — ich sollte sie nicht einmal zur Rede stellen dürfen —“

„Nein Sie werden die Antwort, die ihnen gebührt, von mir erhalten. Ich bedarf dazu Deines Beistandes nicht.“

Sie hatte ihre Schwäche überwunden; ihre Stimme klang fest, ja beinahe hart. Eine hoheitsvolle Würde war in ihrer Haltung, und Eberhard fühlte sich dem gegenüber nur um so kleiner und verächtlicher im Bewußtsein seiner Ohnmacht.

„Ich weiß wohl, daß Du stark genug bist, meinen Beistand zu entbehren,“ sagte er mit schmerzlicher Bitterkeit. „Aber meine eigene Ehre gebietet mir, Dir die Genugthuung zu verschaffen, auf die Du Anspruch hast. Von wem auch immer sie ausgehen mag, es soll keine ungesühnte Beschimpfung auf dem Namen Rochlitz haften.“

Seine Worte vermochten offenbar keinen Eindruck auf sie zu machen; denn sie wiederholte nur ihre stolz abweisende Kopfbewegung.

„Daß uns nicht weiter davon reden, Eberhard! Ich zweifle nicht an Deinem guten Willen! Doch eine Genugthuung, die diesen Schimpf von mir nähme, vermagst Du mir nicht zu verschaffen.“

„Ich vermag es nicht? — Nun, das wollen wir doch sehen. Morgen schon — und wenn Du es verlangst: noch heute — soll Hlona Dich um Verzeihung bitten oder sie soll dahin gehen, woher sie gekommen ist. Noch bin ich Herr in meinem Hause.“

„Und willst Du vielleicht auch Deine Frau fortschicken, wenn sie sich weigert, mich um Verzeihung zu bitten?“

Sie bereute die unbedachte Rede schon, noch ehe sie geendet. Nun aber war es zu spät, das verhängnisvolle Wort ungesprochen zu machen — dies Wort, dessen Wirkung auf Eberhard sie ja auch unmöglich hatte voraussehen können. Sie sah, daß er erst zusammensank wie unter einem Peitschenhieb und daß dann in seinen Augen ein Feuer aufsprühte, wie sie es nie zuvor darin wahrgenommen. „Meine Frau?“ wiederholte er. „Meine Frau? — Ja, beim allmächtigen Gott, warum soll ich mich nicht auch von diesem Weibe losjagen, das mich um mein Lebensglück betrogen hat? Denn es war eine Lüge, als sie vorgab mich zu lieben — eine elende, schmachvolle Lüge! Ich hätte ebensowohl einen Marmorblock heiraten können als sie. In ihrem Herzen ist mehr Zärtlichkeit für ihren Schoßhund und für ihren Papagei als für mich. Noch zählt unsere Ehe erst

nach Monaten und heute schon bin ich ein elender Mensch, der den Leuten eine klägliche Komödie von Glück und Zufriedenheit vorspielt und der im Verborgenen wie ein Wahnsinniger an seinen Ketten rüttelt. Aber sie soll sich hüten, mich zu erinnern, daß diese Ketten nicht unzerreißbar sind. Sie soll sich hüten mit dem Feuer zu spielen. Ein einziges Wort von Dir, Hilde — und ich bin stark genug, diesen unnatürlichen Zustand zu enden — ein Wort von Dir und —“

Nun brannten auch ihre Wangen in purpurner Blut, und auch ihre Augen blitzten. Bis an die Wand des Ganges war sie zurückgewichen; abwehrend zugleich und gebieterisch erhob sie ihre Hand. „Du bist von Sinnen“, rief sie, „Du weißt nicht, was Du sprichst. Ich will nichts davon gehört haben — nichts — denn ich will nicht gezwungen sein, Dich zu verachten. Geh mir den Weg frei oder — bei Gott! — so wie ich hier bin, gehe ich auf Nimmerwiedersehen aus Deinem Hause.“

Ein Blick in ihr Antlitz mußte ihm beweisen, daß es ihr heiliger Ernst sei mit dieser Versicherung. Er trat zur Seite; aber er bat zugleich mit bebender Stimme: „Habe Mitleid mit mir, Hilde! Ehe Du Dich mit Verachtung von mir abwendest, höre mich wenigstens an!“

„Nein!“ sagte sie kurz und hart. „Nicht, so lange Du unzurechnungsfähig bist, wie jetzt.“

„Da Du so unbarmherzig sein kannst — nun, so muß ich es wohl glauben, daß ich Deinen Unwillen, Deinen Abscheu verdient habe. Den Versuch einer Rechtfertigung aber gönnt man selbst dem überführten Verbrecher. Soll er nun mir, gerade mir abgelehnt sein, Hilde?“

Sie war an ihm vorüber bis zu der Thür ihres Zimmers gegangen. Auf der Schwelle erst wandte sie sich noch einmal nach ihm um. „Weshalb quälst Du Dich und mich? Wohin sollen uns solche Reden führen und wozu sollen sie uns frommen? Fühlst Du auch morgen noch das Bedürfnis, Dich vor mir zu rechtfertigen — morgen, wenn wir beide ruhiger geworden sind — so mag es vielleicht darum sein. Du wirst mich dann möglicherweise überzeugen können, daß ich Dich heute mißverstanden habe, doch sicherlich nur dann, wenn Du jetzt zu Deinen Gästen zurückkehrst und mir versprichst, weder Deiner Frau noch ihrer Schwester eine Szene zu machen. Der Preis ist gering genug, den ich da für meine Verzeihung fordere.“

„Gut denn, da Du es so willst,“ sagte er nach kurzem Schweigen. „Ich habe ja hier keine Bedingungen mehr zu stellen, sondern ich habe mich ohne Widerspruch zu unterwerfen. Aber mein Versprechen gilt nur bis morgen. Und morgen, Hilde, morgen mußt Du mich hören.“

Er wandte sich ab und ging. Sie lauschte regungslos dem Klange seiner Schritte, bis sie auf dem Teppich der Marmorstiege unhörbar wurden; dann preßte sie beide Hände auf die ungestüm wogende Brust und lehnte, wie zum Tode ermüdet, ihr Köpfchen



Gefangene Buren in Ragama-Camp (Ceylon).

minutenlang an den Pfosten der Thür. Erst als in ihrer Nähe ein Geräusch laut wurde wie von menschlichen Stimmen fuhr sie jäh aus ihrer Selbstvergessenheit empor. Hastig flüchtete sie in das Zimmer und wenige Sekunden später rief ein Klingelzeichen ihre Jose herbei.

5.

Die wohlgezogene Dienerin that keine ungehörige Frage, als sie vernahm, daß ihre junge Herrin noch heute eine kurze Reise antreten müsse, die vor den übrigen Bewohnern des Schlosses geheim zu halten sei, um jede Störung des Festes zu vermeiden. Sie brachte Hilde den verlangten Koffer und übernahm es, den Befehl an den Kutscher zu übermitteln, daß er sich in einer Stunde mit der alten Kalesche zur Fahrt nach dem Bahnhofe bereit zu halten habe. „Halten Sie sich in der Nähe, damit ich Sie ohne Zeitverlust rufen kann, wenn ich Ihrer bedarf. Und vergessen Sie nicht, daß es mir unangenehm sein würde, wenn unter den Leuten von meiner Reise gesprochen wird.“

„Ich werde gewiß keinem Menschen außer dem Kutscher etwas davon sagen, und das gnädige Fräulein können sich auf seine Verschwiegenheit ebenso verlassen, wie auf meine.“

Dann blieb Hilde allein. Sie setzte sich an ihren Schreibtisch und warf mit raschen Federzügen einige an Eberhard gerichtete Zeilen auf das Papier. Sie teilte ihm mit, daß ihr längeres Verweilen in Rudow unmöglich geworden sei, und daß sie es für das Beste gehalten

habe, ihre Abreise auf der Stelle zu bewirken. Ihre Zukunft sei ja durch die Großmutter des Onkels hinlänglich gesichert und sie werde bei einer entfernten Verwandten ihrer Mutter, bei der in Berlin lebenden verwitweten Generalin von Holleben, wenigstens für die nächste Zeit ohne Zweifel bereitwillig Aufnahme finden. Ihm, wie seiner Gattin, wünsche sie von Herzen alles Gute und voll inniger Dankbarkeit werde sie stets der auf Rudow verlebten glücklichen Zeit gedenken.

(Fortsetzung folgt.)



Russisches Manöver: Abfahrt des Zaren ins Lager.

Die Geschichte eines Grabes.

Von Emil Peschka.

(Nachdruck verboten.)

In Morleys Green, einer Vorstadt von London, liegt gegenüber der Kirche ein alter Friedhof. Es wird dort seit vielen Jahren niemand mehr begraben, aber die Pietät, und vielleicht auch die Neigung zur Romantik, die in dem Engländer neben all seiner geschäftlichen Mächtigkeit lebt, haben das Plätzchen vor der Zerstörung bewahrt. Als ich auf einer Wanderung durch die Miesstadt aus einer der endlos scheinenden Straßen, die sich vor der Kirche kreuzen, heraustrat, und durch das Gitterthor hinein in die grüne Wildnis blickte, kam ich mir plötzlich wie verzaubert vor und bald überfiel mich die Lust, einzutreten. Aber das Thor war geschlossen. Ich rüttelte noch einmal vergeblich . . . da kam auch schon ein Kirchendiener über die Straße gerannt und fragte, ob ich den Friedhof sehen wolle. Er habe die Schlüssel und da er früher hier Totengräber gewesen, könne er auch erklären, was zu erklären sei. Es lägen hier ein paar Hofleute, die unter der Regierung der Königin Anna ermordet wurden, dann der reiche Menschenfeind Mr. Guffin, der sich die Asche seines Vermögens mit in den Sarg legen ließ, die schöne Schauspielerin Esther Klubready, deren Marmorbüste „fast lebendig“ sei, und andere Berühmtheiten mehr. Diese Winke veranlaßten mich natürlich, in die Tasche zu greifen, und als der alte Mann seinen Schilling hatte, öffnete er rasch und wir traten ein. Ich habe dann zwischen all den Grabhügeln so viel Merkwürdiges gefunden, daß leicht ein Buch damit zu füllen wäre. Zum mindesten aber dürfte die Geschichte des Mr. John Flatford Coolblat das allgemeine Interesse erregen — — —

Vor sieben oder acht Jahren wurde eines Abends ganz außer-gewöhnlich heftig an der Thür von Mr. William Smith — so hieß der Kirchendiener — geklingelt. Der alte Mann öffnete etwas ärgertlich, und nun wurde er auch nicht freundlicher gestimmt, denn der Gentleman, der vor ihm stand, sah nicht aus wie einer jener stets willkommenen Friedhofsbesucher, die keinen sehen, hören, Trinkgeld geben, und wieder gehen, er sah vielmehr wie einer jener Unglücklichen aus, die bleiben wollen und damit der Verwaltung unter allen Umständen Unannehmlichkeiten verursachen. Es geschieht in London sehr häufig, das sich Selbstmörder einen Friedhof für ihre letzten Augenblicke wählen, und Mr. William Smith's vieljährige Erfahrung sprach dafür, daß der Fremde, der soeben Einlaß zur Totenstätte begehrte, solch ein Lebensüberdrüssiger sei. Er war noch jung und sehr gut gekleidet, seine verklärten Züge aber, das hagere, blutlose Gesicht und der unheimlich flackernde Blick der Augen verkündeten einen Lebenskelch, wie man ihn selbst in London zur Zeit des dichtesten Nebels nur selten findet. Und als nun der gute Mr. Smith nach einer Ausflucht suchte, da wurde der unheimliche Besucher noch unheimlicher, das Blut schoß ihm in die Wangen.

„Hören Sie mal,“ stammelte er, „was sind das für Dummbreiten? Warum schließt man diesen Friedhof so lange es noch Tag ist? Warum wollen Sie mir nicht öffnen? Ich will das Grab meines armen Vaters besuchen. Mein Name ist John Flatford Coolblat.“

Er hatte diesen Namen kaum über die Lippen gebracht, als der Totengräber wie vor einem Gespenst zurückwich. Dann aber ballte Mr. Smith die Fäuste und gleichzeitig hob er sie drohend.

„Herr!“ schrie er, „nehmen Sie sich ein Cab und fahren Sie in das nächste Irrenhaus. Sie wollen John Flatford Coolblat sein? Hol mich der Teufel — John Flatford Coolblat ist seit drei Jahren begraben. Ich habe selbst das Grab geschäufelt, ich William Smith . . . neben dem Grabe des alten Mr. Coolblat. Und nun kommen Sie, junger Herr, und wollen mir weiß machen, Sie wären Mr. John Flatford? Hol Sie der Kuckuck . . . so kommen Sie gewiß nicht hinein!“

Der Fremde hörte diesen Wortschwall an wie erstarrt. Dann aber wurde seine Miene sanfter, freundlicher und auch seine Stimme klang jetzt sanfter, als er den Alten in bittendem Ton unterbrach.

„Vieles Mann,“ sagte er, „hören Sie mich ruhig an. Ich bin weder ein Narr, noch will ich Sie belügen. Mein Name ist John Flatford Coolblat, und es ist deshalb ganz unmöglich, daß Sie mich begraben haben, — ich meine, das Sie John Flatford Coolblat begraben haben. Ich erinnere mich noch gut an Ihr Gesicht. Sie waren dabei, als wir meinen armen Vater in die Grube senkten. Bin ich Ihnen nicht im Gedächtnis geblieben?“

Mr. William Smith zuckte die Achseln.

„Nach dem Tode meines Vaters,“ fuhr dieser fort, „bin ich nach Amerika gegangen. Ich habe dort gearbeitet wie toll, um meine Qualen zu betäuben, und ich bin dabei reich geworden, habe mich aber nicht betäubt. Alter Mann — Sie sind sechzig Jahre alt oder noch älter — haben Sie ein Weib?“

Mr. William Smith nickte.

„Und sie hat Sie glücklich gemacht?“

Mr. William Smith nickte abermals.

„Sie hatten nie Ursache, an ihr zu zweifeln?“

„Gott strafe mich, wenn ich lüge — nie!“

„Ich weiß ja, daß es das giebt,“ der Fremde fuhr fort. „Ich glaube daran. Aber wo findet man ein solches Weib? Wie findet man es? Ich verzehre mich nach der Liebe, und doch traue ich keiner Frau mehr, es ist alles zerstört in mir, einem Engel gelänge es kaum, mich zu überzeugen, daß dieser Engel mir die Treue bewahrt. Sie verstehen das nicht, Mr. Smith, weil Sie an ihre Frau glauben, aber ich sage Ihnen, es giebt keine größere Qual im Leben, als dieses Gefühl, nichts Werdigeres, nichts Fürchterlicheres.“

„Und deshalb kommen Sie nun hierher,“ sagte Mr. Smith, „und wollen einen armen alten Mann, der ohnehin die Gicht hat, mit Ihren Liaisonen behelligen? Sie haben mich doch nur herausgeschellt, um sich auf dem Grab Ihres Vaters . . . ich meine auf dem Grab des alten Mr. Coolblat zu erschließen?“

„Ich gebe Ihnen mein Wort darauf, daß ich zur Zeit keine solchen Gedanken hege. Ich trage keine Waffe bei mir — ich gestatte Ihnen, mich zu untersuchen. Was mich aus Amerika in die Heimat zurückgeführt hat, ist die Hoffnung, daß ich in der Kunst Ersatz für das Verlorene finde. Ich will heute nur noch an dem Grabe meines Vaters beten, und morgen reise ich ab nach Italien.“

Der Totengräber wandte sich ab, um den Schlüssel zu holen. Im nächsten Augenblick blieb er aber wieder stehen, und nun sagte er, mit einer Stimme, die von neu erwachtem Mitleiden zeugte: „Das wäre ja nun alles ganz schön. Wenn Sie nur nicht schon begraben wären. Ich meine nämlich . . . Sie wollen doch Mr. John Flatford Coolblat sein? Nun ja . . . und Mr. John Flatford Coolblat ist begraben, seit drei Jahren begraben. Im Frühling war es, da ich dem alten Herrn die Grube schaufelte. Jetzt haben wir Herbst, so müssen's also drei Jahre und ein halbes sein. Zwei oder drei Monate später haben wir dann den Sohn zur Ruhe gebracht. Sie können es auf dem Grabstein lesen, daß Sie starben, weil Sie eben ein so guter Sohn waren. Das heißt, ich meine, Mr. John Flatford Coolblat war dieser gute Sohn, — John Flatford Coolblat, der wenige Wochen nach seinem Vater starb — aus Gram. Die Mutter hat es ja auch in goldenen Buchstaben auf den Grabstein setzen lassen . . . die arme Frau! Ich habe noch nie eine Frau so weinen sehen . . . aber was haben Sie denn nun wieder?“

Der Fremde hatte plötzlich, wie in einer fürchterlichen Erregung seinen Arm ergriffen . . . nun ließ er ihn wieder los und lehnte sich wie gebrochen an die Wand.

Nach einer Weile streckte er dann dem Totengräber seine Hand entgegen. „Verzeihen Sie, daß ich Ihnen so viel Beschwerde mache,“ sagte er. „Und bitte, holen Sie die Schlüssel. Die Sache selbst ist mir jetzt kein Rätsel mehr und was Sie betrifft . . . so schwer es mir fällt, ich muß Ihnen jetzt doch alles sagen. Meine Mutter war schlecht. Als mein Vater ihre Treulosigkeit entdeckte, schoß er sich tot. Wenige Tage nach dem Unglück erkannte ich, warum es geschah und nun wurde ich ein anderer Mensch. Bis dahin war mir die Welt voller Blüten gewesen und nun sah ich nur überall den scheußlichen Wurm. Erst wollte ich mich auch erschließen, dann aber rannte ich fort. Fort aus der Nähe meiner Mutter — fort, fort! Und dann arbeitete ich eben, um mich zu betäuben, um den Ekel zu überwinden. An Geld dachte ich zuerst gar nicht und dann brauchte ich keines. Nun aber ist mir alles klar. Mein Vater wird ein Testament gemacht haben — zu meinen Gunsten. Und meine Mutter . . . oder der Mann, dieser erbärmliche Schurke . . . sie haben eine Komödie erdacht . . . haben irgend einen armen Teufel, der eben gestorben war, an meiner Stelle begraben lassen . . . und dann . . . nun fiel das Vermögen ja meiner Mutter zu und sie machten sich damit aus dem Staub. Begreifen Sie nun, Herr Smith?“

„Ich begreife das schon,“ sagte der Totengräber. „Kommt ja bei uns auch oft genug vor, daß ein Toter oder auch ein Lebendiger für einen Andern untergeschoben wird. Aber sehen Sie . . . ich will nichts davon sagen, daß die Frau damals so herzbrechend geweint hat. Jetzt aber sind drei Jahre vergangen, warum pflegt sie das Grab noch immer? Die schönsten Blumen stehen darauf. Sie hat sich also nicht, wie Sie sagen, aus dem Staub gemacht. Und sie hätte es doch thun müssen, wenn sie nicht in der Angst leben wollte, daß ihr Sohn jeden Tag zurückkehren und sie zur Redenshaft ziehen konnte. Mr. John Flatford Coolblat mag nun da drüben begraben sein oder nicht, so kann die Geschichte nicht sein und . . .“ Der Fremde sagte ihn wieder am Arm.

„Die schönsten Blumen sagen Sie. Und sie . . . sie kommt selbst?“

„Das . . . aller . . . dings . . . Wenigstens habe ich sie . . . ich kann mich nicht erinnern, sie je wieder gesehen zu haben. Aber das Mädchen sagt, sie kam von ihr. Haben Sie nicht eine Schwester?“

„Nein.“

„Dann wird es die Magd sein. Nur sieht sie dafür zu gut aus. Ein feines, liebes, stilles Ding . . .“

Die Augen der beiden trafen sich. Mr. John Flatford Coolblat fuhr sich mit der Hand nach der Stirn und seine Lippen öffneten sich. „Ein liebes . . . stilles . . . Ding . . . Meine Mutter kann nicht den Auftrag gegeben haben, das Grab zu pflegen. Und wer, wer sollte sonst ein Interesse daran haben. Das einzige Mädchen, das uns nahe stand, war die kleine Maud . . .“

„Maud . . . ganz recht,“ sagte der Totengräber. „Sie kam einmal mit einem anderen Mädchen, da hörte ich, daß sie Maud gerufen wird. Und jetzt fällt mir auch ein, daß die Dinger da etwas schwächten . . . von einer närrischen Liebe, sprach die andere, mit der es nun doch einmal ein Ende haben mußte . . .“

Mr. John Flatford Coolblat fuhr sich mit der Hand nach der Stirn. „Und ich hatte keine Ahnung davon! Süße, gute, kleine Maud!“

Dann holte Mr. William Smith den Schlüssel und Mr. John Flatford Coolblat ging hinunter, um sein Grab zu sehen. — — —

Das ist die Geschichte des Doppelgrabes von Morleys Green, auf dem noch heute dieselben Worte und dieselben Namen zu lesen sind, wie zur Zeit der Heimkehr Mr. John Flatford Coolblats. Als ich dem Totengräber meine Bewunderung darüber ausdrückte, sagte er nur lächelnd: „Man nimmt das mit dem Namen bei uns nicht so genau. Das ist eines Jeden Privatsache, und was kann Herrn John Flatford Coolblat daran liegen, wenn der arme Teufel da unten mit seinem Namen begraben bleibt? Das Leben hat ja doch er . . . das Leben und das Glück . . . ich meine die kleine Maud, die noch immer kommt und die Blumen pflegt. Nicht allein die auf dem Hügel des alten Herrn, sondern auch die auf dem andern Hügel, unter dem der Namenlose schlief, der sonst gewiß keine Blumen bekommen hätte . . . wie so viel bei uns . . . nicht im Leben und nicht im Tod . . .“



Volkslied. Nach einem Gemälde von A. D. Holz.

✦ Lucie Rawen. ✦

Roman von Ferd. Gruner.

[Nachdruck verboten.]

[Fortsetzung.]

22.

Zierzehn Tage verfloßen. Der Frühling ging allmählich in den Sommer über. Schwüle, heiße Tage kamen. Auf Schloß Rawen herrschte emsiges Treiben, soweit es sich auf die Erntehätigkeit bezog. Kolossale Heumassen wurden mit möglichster Eile in die großen, weitgedehnten Scheuer geschafft, da stets schwere Gewitter drohten.

Eichentreu war fast den ganzen Tag vom Hause fern. Kaum daß sich die beiden Gatten am Mittagstische eine kurze Viertelstunde trafen. Es ging dann meist schweigsam zu. Eichentreu war verschlossener denn je. Er sah kränklich aus mit dem gelblichen Gesicht und den tiefliegenden Augen. Er trank viel Wein, wie um sich zu betäuben. Die Blicke, mit denen er seine Frau ansah, waren kurz und forschend, die Hände vibrierten, wenn sie in voll anblickte. Diese großen ernstigen Augen, die so furchtlos lohten, übten eine niederdrückende Wirkung auf ihn aus.

Lucie selbst war in einer Stimmung, die sie beim Anblicke des Gatten erschauern ließ. Aber eine eigene Ruhe war über sie gekommen, sie erwartete alles von ihm, auch daß er sie töten würde. Es kostete sie eine ungeheure Ueberwindung, mit ihm in demselben Zimmer zu schlafen, nicht zu fliehen, wenn er, fast be-räuscht, in später Stunde mit unsicheren Schritten eintrat und aus dem zuckenden Gesicht die Augen wild glühten. Ein kleiner Revolver lag in der Schublade ihres Nachtschreibens. Sie hätte um ihr Leben gekämpft.

Sie wußte, daß er viel, sehr viel Geld verbrauchte, aber sie sagte nichts, da sie ihn nicht mißtrauisch machen wollte.

Defter denn je gab sie kleine Gesellschaften. Sie wollte Menschen um sich haben, und sie empfand es als beruhigend, wenn die öde Stille des Schlosses von lauten Stimmen unterbrochen wurde, fühlte sie sich doch fast wie in einem großen Gefängnisse.

Eichentreu sah die Gesellschaften augenscheinlich nicht sehr gern, aber Lucie handelte ganz nach ihrem Ermessen. Es band sie ja nichts an den Gatten, als der Name.

Zierzehn Tage nach dem geschilderten Vorfalle leisteten Dr. Bollant samt Frau, sowie deren Nefse, Hauptmann Köddel, einer Einladung der Frau von Eichentreu Folge. Der Hauptmann hatte seine Obliegenheiten in Kardorf erledigt und nun einen kurzen Urlaub erhalten, den er in Bärenstein zu verbringen gedachte. Onkel Bollant hatte ihn hierzu eingeladen, weil er wußte, welch reges Interesse er an den Vorgängen auf dem Gute nahm.

Eichentreu selbst war verreist. Er erklärte, plötzlich in einer dringenden Angelegenheit nach Dresden fahren zu müssen. Aufatmend ließ ihn Lucie abreisen.

Die kleine Gesellschaft war recht animiert verlaufen. Schon brach der Abend nach einem langen, sonnigen Nachmittage an, und die Gäste rüsteten sich zum Aufbruche. Da erscholl von der Dorfstraße her dumpfer Lärm, Lausen und Rufen. Schrilles Feuer-signal schmetterten endlich durch das Dorf. Erschreckt trat Lucie mit den Gästen an die gegen Langberg zugewendeten Fenster.

Ein dunkelroter Schein, umwallt von einer mächtigen Rauchwolke, die sich stets vergrößerte, schien über dem unteren Teile des Ortes zu liegen.

Dr. Bollant, der sehr aufmerksam die Lage der Brandstätte beobachtete, fuhr plötzlich herum. „Das muß unten beim Rothschen Gasthause sein. — Die Pferde sind ja doch schon eingespant, willst Du mitfahren?“ wandte er sich an den Hauptmann. „Dort herum liegt Kohlers Haus.“

„Ach, natürlich!“ —

„Also, bitte, meine Damen, uns gefälligst zu entschuldigen. Wir werden gleich wieder zurück sein.“

Der Wagen fuhr, nachdem dem Kutscher die nötige Aufklärung gegeben worden war, in raschem Tempo der Brandstätte zu.

Von allen Seiten liefen Leute, Männer in Feuerwehrtracht, Frauen und Kinder die Dorfstraße hinunter. Je näher man kam, desto greller wurde der Feuer-schein, und brennende, glutrote Fladen schwirren in der Luft. Der Wind ging glücklicherweise nur ganz unbedeutend, aber er wälzte die Rauchmassen auf die Straße und machte den Aufenthalt nächst dem brennenden Objekte fast unmöglich.

Es war, wie Dr. Bollant vermutet hatte. Das kleine, aber stattliche Gehöft des Kohler-Bauern stand in Flammen. Das Feuer war zuerst in der Scheuer ausgebrochen, und einer riesigen Fackel gleich, brannte dieselbe nieder. Prasselnd fielen die glutdurchzogenen Balken in sich zusammen, bis nur die geschwärzten Mauern stehen blieben, zwischen denen es rauchte und glühte, wie

aus einem ungeheuren Ofen. Das Wohnhaus hatte man leider nicht erhalten können. Die ausgetrockneten Schindeln fingen Feuer, und in wenigen Minuten liefen kleine Flämmchen über das Dach, knisternd und krachend, bis auch dort alles eine einzige rote Flamme war, die um so intensiver schien, als die Nacht schon hereinbrach.

Der Stall blieb verschont. Die Feuerwehr hatte ihn mit kolossalen Wassermengen förmlich überschwenmt, daß es durch die Decke auf das Vieh, welches erschreckt brüllte, niedertroff.

Mit den Ellbogen mußten sich Dr. Bollant und der Offizier Raum durch die Gaffer schaffen, welche den schmalen Weg, der von der Dorfstraße zu dem brennenden Gehöfte führte, besetzt hielten.

Die Leute waren erregt.

„Wer ist's gewesen?“ rief ein riesiger, baumlanger Bursche, der, einen rot angestrichenen Wasserkübel auf dem Arme, über einen Zaun herübergestiegen kam. „Angelegt, wie?“

„Natürlich! Malcher Franz!“ rief da eine Stimme aus der Mitte.

Einer sah den anderen an.

„Malcher Franz?“ wiederholte der Riese.

„Ja, der wird's gewesen sein,“ bestätigte ein langsam herankommender Mann in verbrannten Hemdärmeln, mit geschwärztem Gesicht, um die eine Hand einen halbabgerissenen, verkohlten Verband. Schweißtropfen liefen über seine Wangen und gruben helle Linien in die Rauch- und Schmutzschichte, die sie bedeckten. Es war der Kohler-Bauer.

„Glaubst Du wirklich?“ rief der Hüne und ließ den Kübel fallen. „Da komm nur, Dols,“ er faßte einen anderen Burschen an der Schulter, „ich hab' den Lumpen jetzt grad noch auf dem Steinbruchwege hinschleichen gesehen.“

Die Beiden stürmten davon.

Der Abbrändler hatte nun Dr. Bollant und den Offizier bemerkt. Trübe lächelnd reichte er ihnen die gesunde Hand. „Alles, alles hin,“ murmelte er, „ein Bettler.“

Ein Tropfen fiel ihm über die Wangen.

„Nur nicht verzagt, lieber Kohler. Es wird zu helfen sein, freilich ist's ein großes Unglück, aber nur nicht verzweifeln. Mein Gott, bin ich ja auch noch da, und weiß auch einige Andere, die helfen werden,“ tröstete der alte Arzt. — „Nur, daß Sie sich jetzt nicht die Hand von neuem verletzen, das könnte gefährlich werden. Kommen Sie, ich will Sie doch untersuchen. Zu retten giebt es ja leider nichts mehr.“

Er nahm den Mann unter den Arm und führte ihn hinüber in das nächste Haus. Frau und Kinder des Abbrändlers saßen dort weinend auf den geringen Habseligkeiten, die sie gerettet hatten. Die Betten, einen Schrank, ein paar Sessel, eine alte Truhe — wenig, blutwenig!

23.

Die Wunde war in der That etwas beschädigt worden, und der Arzt legte deshalb nach Reinigung derselben einen neuen Verband an. Der Bauer erzählte dabei, daß der Brand unmittelbar nach seiner Entfernung vom Hause ausgebrochen sein mußte. Man hatte ihn jedenfalls beobachtet, als er auf ein ziemlich entlegenes Feld hinausging, um zu sehen, ob man bald mit der Ernte werde beginnen können. Seine Frau war in Bärenstein gewesen und erst in dem Momente zurückgekehrt, da schon die Scheuer in Flammen stand.

Nun sah die unglückliche Familie mit verweinten Augen im Nachbarhause, wo man bemüht war, sie zu trösten, so gut es ging. Von allen Seiten brachten die Dörfler, welche im Unglücke fest zusammenzustehen gewöhnt sind, Butter, Eier, Brod, Kleider, auch ein paar Groschen bares Geld, um den Abbrändlern über die ersten Tage hinwegzuhelfen.

Es war vollständig Nacht geworden. Das brennende Haus fiel immer mehr in sich zusammen, die Funken garben erloschen, nur ein paar glimmende Balken rauchten noch. Die Feuerwehr war bemüht, auch diese zu löschen.

Schon wollten sich die beiden Herren entfernen, da ging ein dumpfes Gemurmel, dann ein lauter zorniger Ausschrei durch die Menge, welche draußen noch immer den Brandplatz umlagerte.

„Sie bringen ihn,“ scholl es durch die Reihen, die sich enger zusammenschlossen.

„Den Malcher Franz,“ murmelte der Abbrändler, und über sein düsteres verzweifeltes Gesicht legte sich ein finsterner Zug.

„Werst ihn ins Feuer!“ schrie man.

„Halt! Ruhig! Zurück! Wo ist der Doktor?“ vernahm man eine andere kräftige Stimme.

Jetzt sah man durch das enggeschlossene Spalier der Dörfler zwei hünenhafte Burschen mit schweren Schritten einherkommen. Auf ein paar starken Baumästen trugen sie etwas.

Es war ein Mensch: Malcher Franz. Er rührte sich nicht. Die Leute wichen entsetzt zurück. Die Weiber und Kinder schrielen auf: „Er ist tot.“

„Ich glaub's nicht,“ meinte der vordere riesige Bursch und hob die primitive Bahre etwas höher. „Wunder wär's freilich feins, denn er ist abgestürzt, im alten Steinbruch draußen, als wir hinter ihm her waren.“

Man hatte den Burschen währenddem das Haus gewiesen, wo Dr. Bollant sich befand. Die Menge drängte so nach, daß man das Hausthor abschließen mußte.

Malcher Franz zeigte kein Leben. Blut sickerte ihm vom Kopfe, das eine Bein war zerschmettert.

„Wie ich gehört hab,“ daß der da der Lump g'wesen sein soll, der dem Kohler sei Häusl angezündet, da bin ich und der Dolf da gleich hinaus auf den alten Steinbruchweg,“ erzählte der ältere der beiden Burschen. „Denn als ich vom Acker zuhause kam, sah ich ihn dort hinausgleiten. Er muß nit weit g'rannt sein, denn gar net weit oberhalb der Stell, wo ich ihn das erste Mal g'sehen, sahen wir ihn plötzlich auftauchen. Er wußt ja natürlich gar nicht, weshalb wir kamen, aber er lief, so viel er konnt, bergauf. Wir natürlich hinter ihm drein. Immer rannt' er knapp neben dem alten Steinbruch. Er dacht wohl, daß wir uns da nicht nachtrau'n werden. Wir waren schließlich auf der anderen Seite schon wieder halb herunter, da auf einmal verschwindet er vor mir, ich war kaum fünfzig Schritt hinter ihm, — ein Schrei, daß ich stehen blieb, dann ein hohles Klatschen, und still war's, ganz still. Geh, sagt' ich zum Dolf, als mir der Atem wieder z'rückkommen is: der Malcher Franz is abg'stürzt. Jetzt müssen wir gleich 'nunter. Vielleicht lebt er doch noch. Und richtig, kaum zehn Schritt im Steinbruch drin lag er unten am Boden, so wie wir ihn jetzt gebracht haben. Er hat sich am ganzen Weg nit g'rührt.“

Tiefenst hörten alle die Erzählung an.

Dr. Bollant untersuchte eingehend die Verletzungen des Bewußtlosen und legte Notverbände an. „Die Verletzungen sind sehr ernst, wahrscheinlich tödlich,“ sagte er endlich. „Ein Transport ist ausgeschlossen. — Sie müssen ihn also hier behalten,“ wandte er sich an den Hausheern, einen grauhaarigen freundlichen Bauern, der sich sofort damit einverstanden erklärte. „Es wird, glaube ich, nicht für lange nötig sein.“

Als man Malcher Franz die Kleider auszog und ihn von der Bahre in das Bett hob, öffnete er ein paar Mal die Augen, schloß sie aber wieder. Reibungen mit kaltem Wasser brachten ihn schließlich so weit, daß er langsam zum Bewußtsein kam. Mit stierem Blick sah er um sich. Besonders lange hasteten seine Augen auf dem alten Arzte, der seinerseits auch kein Auge von ihm wandte.

„Erkennen Sie mich?“ forschte Dr. Bollant.

Malcher Franz nickte.

„Können Sie sprechen?“

„Ja,“ klang es nach einer Weile, sichtlich mit Anstrengung gesprochen.

„Wollen Sie einen Priester?“ frug der Arzt.

Man sah, wie des Verunglückten Mund, von Furcht ergriffen, zusammenzuckte. Verneinend schüttelte er den Kopf.

„Aber Ihre Frau und Ihre Kinder?“

Es erfolgte eine Bejahung.

Nachdem der Arzt in möglichst schonender Weise die Unglücklichen mit dem Zustande Malchers bekannt gemacht hatte, ließ er sie an dessen Lager treten.

Alle gingen hinaus. Aber das Ausschließen und Weinen hörte man auch im anderen Zimmer. Die Frau wollte nicht von ihrem Gatten weichen. So hörte sie auch still weinend, wie Dr. Bollant zu dem Sterbenden sagte: „Malcher, ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß es mit Ihnen zu Ende geht. Wenn Sie etwas gut zu machen haben in diesem Leben, machen Sie es rasch.“ — Und als er das schwer röchelnde Atmen des Verunglückten wahrnahm, fügte er milder hinzu: „Sie können vielleicht noch vieles sühnen. Denken Sie nach. — Denken Sie an den traurigen Tod des Gutsbesizers Rawen.“

Der Arzt schwieg. Wohl zehn Minuten herrschte Totenstille in dem kleinen Raume. Die Augen des Malcher Franz irrten von dem entsetzten Gesichte seiner Frau zu dem tiefensten Arzte und dem erschütterten Offizier.

„Steht's wirklich so schlecht — mit — mir?“ fragte er dann.

Als die Bejahung erfolgt, richtete er sich ein wenig auf. „Herr Doktor, ich bin unschuldig am Tode des Hofherrn. — Aber, ich hab' — beim Gericht nicht alles gesagt, was ich wußte. — Ich hab' an dem Tag, — zu der Stund' gesehen, — wie vom Brettgrund herüber, als das Unwetter so gräßlich anfang, der — der — Gutsherr Eichertreu — gelaufen kam. — Ich hatte mich hinten unter eine Scheuer gestellt beim Hof, weil der Regen gar zu sehr anfang. Und — da sah ich, — wie der Eichertreu — zur letzten Scheuer hinüberprang — und dort etwas — aus der Tasche riß. — Auf einmal — brannt' die Scheuer — und ich machte mich in toller Angst, — daß man mich für den Anstifter halten würde, davon.“

Dr. Bollants Gesicht war totenblaß, nur mühsam bezwang er die furchtbare Aufregung, die ihn ergriffen hatte. Der Offizier stieß mit seinem Säbel auf den Fußboden, daß es klirrte und der Sterbende schen zusammenschreckte.

„Und Sie sahen nicht, daß der Bildhauer Max Horwart mit dem Gutsbesizer Rawen zusammentraf, Sie hörten nicht, wie unmittelbar darauf ein Schuß ertönte?“

„Nein!“ Malcher schüttelte den Kopf.

Dr. Bollant gab dem Offizier einen Wink.

Leise traten in das Zimmer drei grauhaarige Bauern. Männer, welche der Gemeindevertretung von Langberg angehörten.

Fast feierlich waren nun die Worte, die der Arzt an den Sterbenden richtete: „Malcher Franz, Sie gestehen in der Todesstunde, daß Sie den Bildhauer Max Horwart an jenem Tage, da der Gutsbesizer Rawen ermordet wurde, überhaupt nicht gesehen haben? Daß Sie aber sahen, wie Eichertreu, der derzeitige Besitzer des Gutes Rawen, um diese Zeit, da der Mord geschehen sein muß, vom Brettgrunde herbeigeeilt kam und die letzte Scheuer anzündete, von der man annahm, sie sei durch einen Blitzschlag in Brand geraten?“

Das erdfahle verfallende Gesicht des Malcher zog sich zusammen, die Rippen öffneten und schlossen sich gewaltig und die halb erloschenen Augen thaten sich weit auf. Man fühlte, ein Sturm kämpfte da aus, ein Leben, das Schweres verschuldet. Nun löste sich endlich die Zunge, und fast wie ein Ausschrei klang es: „Ich beschwöre es.“

Die ganze schwache Lebenskraft schien in diesen Worten aufgestammt zu sein, denn die Augen erloschen plötzlich wieder, und schwere Tropfen traten auf die Stirn des Sterbenden. Er griff nach der Hand seines Weibes und preßte sie fest.

Als der Priester eintrat, den man doch geholt, konnte er Malcher nur mehr die letzte Delung erteilen.

Noch hatte der Pfarrer seine Gebete nicht beendet, da starb der Brandleger.

[Fortsetzung folgt.]

✻ Allerlei. ✻

Die Wissenschaft vom Daumen. Der Daumen offenbart den Menschen, so plaudert ein Mitarbeiter von „Ledger Monthly“, niemand ist klug genug, seinen Daumen zu täuschen. Zu allen Zeiten hat man drei Teile an ihm unterschieden, welche die drei weltbeherrschenden Eigenschaften darstellen: Wille, Logik und Liebe. Das erste oder Nagelglied bedeutet den Willen, das zweite Logik und der dritte Teil, die Grenze des Venusberges, Liebe. Wenn der Daumen ungleich entwickelt und das erste Glied außerordentlich lang ist, wird das Individuum allein von seinem Willen regiert. Ist das Mittelglied viel länger als das erste, so herrscht Vernunft vor, aber der Mensch hat nicht die Macht, das zu thun, was seine Vernunft diktiert. Ist das dritte Glied lang und der Daumen kurz, so ist der Betreffende Sklave der Sinne. Ist der Daumen gelenkig gegliedert, so ist das Individuum leichtsinnig, verschwenderisch, sorglos; ist er dagegen fest gegliedert, so ist das Individuum aufmerksam, kühn, diplomatisch, unermüdbar im Planeschmieden, des Erfolges sicher, selbständig und Herr über sich selbst. Suwarow, der wegen seiner Willensstärke berühmt war, Danton, Galilei, Sokrates, Newton, Leibniz, St.-Simon und Fourier, jene tiefen Denker und tiefen Neuerer, hatten alle sehr kleine Daumen. Voltaire, dessen Herz seinem Verstand unterworfen war, hatte ungeheure Daumen. Der Daumen ist das Thermometer des Charakters und das Barometer der geistigen Gesundheit. Spezialisten für Nerventrant-

heiten können durch Untersuchung des Daumens feststellen, ob der Patient von Lähmung betroffen ist oder sein wird, denn der Daumen zeigt dies früher als jeder andere Körperteil an. Beim Nahen des Todes flüchtet der Daumen des Sterbenden unter die Finger, was das Ende anzeigt. „Der Daumen individualisiert die Hand,“ sagt d'Arpentigny. Die spiralförmigen feinen Vertiefungen in der Haut, die man beim obersten Gelenk des Daumens und der anderen Finger sieht, sind bei verschiedenen Individuen niemals gleich. Diese durch unendlich kleine Aenderungen individualisierter Zeichen ändern sich von der Geburt zum Tode niemals, und der rechte Daumen unterscheidet sich immer vom linken. Vor einigen Jahren wurde beim Transport zwischen New-York und New-Orleans ein Expreszpaket mit Papiergeld geöffnet und 22 500 Dollars des ursprünglichen Betrages entwendet. Zwei Siegel waren erbrochen und eins durch Druck mit dem Daumen wieder gesiegelt worden. Die Lösung des Geheimnisses machte die geschilderteste Arbeit der besten Detektiven zu Schanden, bis man die Sache einem Schreibfachverständigen übergab. Er bemerkte den schwachen Daumeneindruck am mittleren Siegel und ließ Wachsabdrücke der Daumen aller Beamten der Gesellschaft, durch deren Hände das Paket gegangen war, machen. Diese Abdrücke wurden photographiert und vergrößert, und einer stimmte deutlich mit dem Daumenabdruck des erbrochenen Siegels überein. So wurde einer der Beamten durch seinen Daumenabdruck verraten, daraufhin verhaftet, vor Gericht gebracht und verurteilt.

✽ **Unsere Bilder.** ✽

Alljährlich finden in der Nähe von Zarstoje Selo, dem Schlosse, wo seit langem die russischen Herrscher den größten Teil des Sommers zu verbringen pflegen, große Uebungen der Preobraszenskischen Garde statt. Der Zar wohnt denselben, da es sich um die Leibregimenter handelt, in jedem Jahre regelmäßig bei. Unser Bild veranschaulicht uns den zur Abfahrt ins Manöbergelände bereitstehenden Equipagenzug.

Bekanntlich haben die Engländer einen Teil der Burengefangenen deportiert. Als sich auf der Insel Helena weitere Gefangene nicht unterbringen ließen, wählte man Ceylon, wo den Deportierten ein von Natur zwar herrlicher, aber doch infolge seiner Fieberdünste sehr ungesunder Landstrich zur Wohnung angewiesen ward. Der am meisten genannte Punkt des Burenlagers auf Ceylon ist der Nagama-Camp, den unser Bild veranschaulicht.

✽ **Gemeinnütziges.** ✽

Spitzen zu waschen. Von den Hauben, Hemden, Kleidern trennt man die Spitzen ab, legt sie drei bis vierfach zusammen, und zwar so, daß die Zacken aufeinander zu liegen kommen; dann heftet man sie leicht zusammen, feuchtet sie mit heißem Wasser an, wäscht sie dann mit warmem Seifenwasser schnell durch und spült sie in kaltem Wasser nach. Hierauf werden sie gebläut, ein wenig gestärkt, ausgedrückt und zwischen Leinen gelegt. Dann trocknet man sie, legt sie ganz auseinander und plättet sie, indem man mit der Spitze des Plättseisens über die Zacken und Ecken fährt, und zuletzt ein paar Züge der Länge nach macht. Auf diese Weise werden die Spitzen schön zart und lang und halten sehr lange.

Um Marmorplatten schön weiß zu erhalten, genügt das gewöhnliche Abwaschen nicht, von Zeit zu Zeit muß man dieselben mit einem in Petroleum getränkten Lappen abreiben. Sind einige Flecke sehr hartnäckig, so lasse man auf diesen etwas Petroleum kurze Zeit stehen, und reibe dann erst kräftig. Jedoch hüte man sich, dies zu lange und zu oft zu thun, damit die Platte nicht angegriffen wird. Aus demselben Grunde nehme man zur Reinigung stets nur Lappen, nie aber eine Bürste, wie dies leider oft geschieht. Die Bürste nimmt mit der Zeit allen Glanz von der Platte und macht dieselbe rauh. Nach jeder Reinigung mit Petroleum wasche man mit klarem Wasser nach und trockne dann den Marmor gut wieder ab. Die so behandelten Platten auf Waschtischen sind nach langem Gebrauch noch wie neu.

Blutende Schnittwunden zu behandeln. Man taucht Watte in heißes Wasser und legt sie auf die Wunde.

✽ **Nachtsch.** ✽

1. **Stataufgabe.**



Hinterhand hat für Ramsch obige Karte. Obwohl Vorhand in ihrer Karte 15 Augen mehr hat als Mittelhand, bekommt sie doch keinen Stich. Hinterhand fängt den Ramsch mit 84 Augen. Wie waren die Karten verteilt und wie ist der Gang des Spiels.

2. **Silberrätsel.**

baum da da de e ei eu ho hoe i i im kus la lo mas me mol na nach nuss phra ran ro se ta tas tel ter ter va van wall

Aus vorstehenden 33 Silben sind elf dreisilbige Worte zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, je ein Drama eines Dichters der Gegenwart nennen. Die Worte bedeuten: 1. eine griechische Göttin, 2. ein Gebiet der nordamerikanischen Union, 3. einen Fluß im alten Griechenland, 4. einen Baum, 5. einen Roman von Walter Scott, 6. einen bekannten Pshyhiognomiker, 7. eine Stadt in Syrien, 8. eine deutsche Stadt, 9. ein Volk im Nordosten von Asien, 10. eine Art von Spinnen, 11. einen Sohn Jakobs.

3. **Rätsel.**

Die Wolke ist mein Mütterlein,
Der Wind, der soll mein Vater sein,
Mein Sohn, das ist der kühle Bach,
Die Frucht folgt mir als Tochter nach;
Der Regenbogen ist mein Bett,
Die Erde meine Kuhstall,
Der Mensch, der ist mein Plagegeist,
Der mich bald geh'n, bald kommen heißt.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Wo Arbeit das Haus bewacht, kann Vermit nicht einsteigen.
2. Noquette, Eisenhut, Zemacl, Vora, Marmor, Writose, Rußland.
3. Nadel, Penne, Torle, Bilse, Erde.
Laden, Glend, Rotte, Silbe, Erbie. Verse. 4. Braut — kraut.

✽ **Lustiges.** ✽

Mythologische Zweifel.



„Was ist denn das für eine Figur, Vater?“
„Das ist ein Centaur, mein Sohn, ein Wesen halb Pferd, halb Mensch!“
„Sag mal, Papa, wo schläft denn so ein Centaur — in einem Bett oder im Stall?“

Schlagfertig.

Arzt (zu einem ihm bekannten Ingenieur, der ihm beim Wein am Stammtisch seine neue Visitenkarte mit der Aufschrift: Dr. ing. überreicht, scherzend): „Das bedeutet gewiß Doktor Ingeheimer?“
Ingenieur: „Gewiß, Herr Doktor Médoc!“

Berechtigte Furcht.

Er (den Arm um ihre Taille legend): „Mein Lieb!“
Sie: „Das sollten Sie nicht thun.“
Er: „Was denn?“
Sie: „Mich so umfassen.“
Er: „Warum denn nicht?“
Sie: „Mein Bruder könnte plötzlich hereinkommen und es sehen.“
Er: „Nun, was weiter? Er würde mich nicht umbringen.“
Sie: „Nein, das nicht; aber er würde versuchen, Sie anzupumpen und mir sind schon dadurch, daß er es gethan hat, zwei Bewerber abgeschnappt.“

Gemüthlich.

Richter: „... Wie wurden denn Sie in die Kauferei verwickelt?“ (Zeuge fängt, statt eine Antwort zu geben, furchtbar zu lachen an.) „Warum lachen Sie denn so unständig?“
Zeuge (noch immer lachend): „Herr Amtsrichter, weil ich gar net weiß, warum ich eigentlich Prügel kriegt hab!“

Ein Kenner.

Gerichtsvollzieher: „Was sind Sie denn eigentlich?“
Schuldner: „Schriftsteller.“
Gerichtsvollzieher (schreibt in seine Akten): „Also — fruchtlos!“

Der kleine Diplomat.

Hänschen ist in der Schule der Letzte geworden und soll dies, zur Strafe dafür, seinem Papa, der verreist ist, in einem Briefe selbst mitteilen. — Nachdem sich an dem Schreiben alle Familienmitglieder beteiligt haben, kommt zum Schluß, als Jüngster, Hänschen an die Reihe, der sich seiner Aufgabe auf folgende Weise entledigt:
„Lieber Papa!
Als Letzter sendet Dir herzliche Grüße und Küsse
Dein Dich liebendes
Hänschen!“

Gerechte Entrüstung.

Mieter (der abends einen Gläubiger die Treppe hintergeworfen): „Anerkñt; neun Uhr ist's, und noch kein Licht auf der Treppe — der Mann hätte Hals und Bein brechen können!“

Frech.

Wächter: „Machen Sie sofort, daß Sie davontommen. — Sie haben hier gar nichts verloren.“
Betrunkener: „Ge—gewiß, Herr W—wächter — das Gleichgewicht hab' ich hier verloren.“